

Malte Rehbein (Passau):

Open-Science-Editionen

[war: Open-Access-Editionen: Chancen und Probleme]

Tagung zum Projektabschluss von Leibniz Publik: „Open Access, E-Humanities & E-Science“,
München, 24. Oktober 2013

1. Beobachtungen

Dieser Vortrag soll natürlich im Kontext von Open Access stehen, er soll dabei aber keine Fragen des Für und Wider erörtern. Stattdessen ist der Ausgangspunkt, dass 1. die Ideen des OA die Wissenschaft (in unterschiedlichen Ausprägungen) bereits breit durchdrungen haben, dass 2. in manchen Bereichen, insbesondere der Geisteswissenschaft dennoch deutlich Aufholbedarf besteht und dass 3. wissenschaftliche Editionen ein Anwendungsgebiet für OA par excellence sind, das allerdings ein erweitertes Konzept in Richtung Open Science nahelegt.

Die erste Beobachtung, dass die Ideen des OA die Wissenschaft (in unterschiedlichen Ausprägungen) bereits breit durchdrungen haben und OA in der Wissenschaftswelt durchaus als etabliert gelten darf, wurde durch eine Studie der Europäischen Kommission, die vor zwei Monaten veröffentlicht wurde, mit entsprechendem Zahlenmaterial belegt. Die Auftragsstudie der EC zeigt auf Basis von 20.000 Einträgen der Scopus-Datenbank (<http://www.scopus.com/>), dass etwa 50% aller 2011 publizierten Artikel im Internet kostenfrei zugänglich sind; im gesamten Untersuchungszeitraum 2008-2011 waren es 43% in einer der Kategorien Green, Hybrid oder Gold OA. Den Bereich der Geisteswissenschaften scheinen aus der Studie drei Felder abzudecken; es sind dies „Communication & Textual Studies“ (21%) und „Historical Studies“ (31%), „General Arts, Humanities & Social Sciences“ (29%). Hier ist die Durchdringung mit OA-Publikationen deutlich geringer.

Etwas Nachholbedarf scheint also, das ist die zweite Beobachtung, in den Geisteswissenschaften zu bestehen. Hubertus Kohle beschreibt OA in den Geisteswissenschaften als eine „Randerscheinung“. In dieser Deutlichkeit scheint dies die Studie zwar zu widerlegen. Allerdings stützt sich die Studie lediglich auf Zeitschriftenbeiträge, nicht aber auf in den Geisteswissenschaften noch immer weit verbreitete Monographien, worauf ich gleich im Kontext der hier zu untersuchenden Editions-wissenschaft noch zu sprechen kommen möchte. Leicht frustriert, zugleich kämpferisch begründet Kohle die von ihm beobachtete und durch die Studie nicht grundsätzlich widerlegte

Zurückhaltung: „Open Access bleibt auch deswegen vorerst noch eine Randerscheinung, weil in der Geisteswissenschaft die Meinung vorherrscht, das Internet sei ein Medium für das zweitrangige und überhaupt das zwielichtige, während das Gute zu drucken sei.“ (Kohle 2013, Digitale Bildwissenschaft, 120).

Und auch hier wäre eine subjektive Eingangsbeobachtung meinerseits, dass für den Bereich wissenschaftlicher Editionen die rein-digitalen OA-Editionen häufig noch Spielwiese sind und weniger wahrgenommen werden als ihre gedruckten Pendanten. Auch beim immer häufiger angewandten Hybrid-Verfahren meint man beobachten zu können, dass die Web-Veröffentlichung oft lediglich ein Supplement des Gedruckten bildet, das weiterhin einen Primat, wenigstens aber den verbindlichen Referenzpunkt ausübt.

Andererseits zeigt die gleiche Studie der EC bei Messungen des *impacts*, dass OA-Publikationen aus den drei genannten Bereiche aus den Geisteswissenschaften sogar überdurchschnittlich oft gegenüber nicht-OA-Publikationen zitiert werden, das ist der sog. *citation advantage*. Der durchschnittliche Faktor wird hier mit 1,24 berechnet, für unsere drei Bereiche sind es 1,46, 1,46 und 1,29. Auffällig ist allerdings, dass dieser *citation advantage* hauptsächlich über Green und Hybrid-OA erreicht wird, nicht über Gold-OA, was in unserem Bereich wohl auch nur wenig praktiziert wird.

Die Studie der EC berücksichtigt Artikel in Fachzeitschriften, wie es auch in den ersten Überlegungen und maßgeblichen Definitionen zu OA der Fall war. In den Geisteswissenschaften spielt aber die Monographie im Gegensatz zu den Humanwissenschaften und MINT-Fächern noch eine wichtige Rolle. Konsequenterweise wird OA auch für Monographien nun zunehmend debattiert und gefordert, etwa im DFG-Workshop: „Open Access für wissenschaftliche Monographien“, der im Mai 2012 in Göttingen stattfand (http://open-access.net/fileadmin/downloads/Zusammenfassung_Workshop.pdf). Das ist hier insofern relevant, als auch viele Editionen traditionell etwas Monographisches an sich haben, indem sie einen oder wenige Bearbeiter oder Herausgeber haben. Sie sind aber in vielerlei Hinsicht ein Sonderfall gegenüber narrativen Publikationen und nicht so einfach in eine Schublade zu packen, so dass eine Diskussion unter Umständen gesondert geführt werden muss. Dies möchte ich im Folgenden unter dem Begriff der „Open-Science-Edition“ statt dem der „Open-Access-Edition“ tun. Bevor ich aber Editionen im Kontext von OA oder Open Science thematisiere und damit meine dritte und für diesen Vortrag zentrale Überlegung weiter ausführe, möchte ich zunächst einige Aspekte von Editionen, die in unserem Zusammenhang von Interesse sind, erläutern.

2. Digitale Editionen

„Edition“ einvernehmlich allgemeingültig zu definieren, ist schwierig. Es geht darum, einen Text, sei es eine historische Quelle oder ein literarisches Werk, wissenschaftlich zu erschließen. Kernaufgabe der Edition ist es dabei, eine Lesart dieses *Textes* bereitzustellen und, vor allem im Falle der historisch-kritischen Ausgabe, sie in kontextuelle Information, z.B. andere Lesarten, einzubetten. Beides soll durch die Edition Lesern wie wissenschaftlichen *Nutzern* verfügbar und nutzbar gemacht werden, und zwar als Ergebnis einer Forschungsarbeit, die auf den Methoden der Editionswissenschaften beruht. Edieren ist damit eine wissenschaftliche Tätigkeit. Der OA-Verfechter Peter Suber drückt die Zielsetzung jeder wissenschaftlichen Tätigkeit mit den Worten „making results [...] available and useful“ aus und ergänzt, als Motivation für OA, die Worte „more widely“, also: „making results more widely available and useful“ (Suber 2012, Open Access, ix). Alles spricht also dafür, auch die Editionen unter das Dach von Open Access zu bringen.

Es gibt Editionen in verschiedenen Ausprägungen. Zwei möchte ich kurz gegenüberstellen und tue dies am Beispiel der von Hans Walter Gabler 1984 vorgelegten Edition von James Joyes Ulysses. Gabler edierte und publizierte den Ulysses in zwei Ausgaben: eine mehrbändige wissenschaftlich-kritische Ausgabe, die er als „a critical and synoptic edition“ bezeichnet und eine als „the corrected text“ untertitelte Leseausgabe (Joyce, James, Hans W. Gabler, Wolfhard Steppe, and Claus Melchior. Ulysses. New York: Garland Pub, 1984. Print).

Die folgenden Erläuterungen stützen sich auf Editionen vom ersten Typ, also der kritischen Ausgabe. Reine Lesetexte können im Kontext der OA-Diskussion wie Monographien, bzw. bei kurzen Texten auch wie Aufsätze, behandelt werden und das dort Gesagte dürfte auch hier Gültigkeit besitzen. Verweilen wir also bei der kritischen Ausgabe und richten unser Augenmerk auf den Apparat. Dieser dokumentiert u.a., wie der Text konstituiert wurde, also welche editorischen Regeln angewandt wurden, etwa um Textverbesserungen vorzunehmen.

Wenn wir nun ins digitale Medium wechseln, müssen wir im Hinterkopf behalten, dass die digitale Edition *mehr* ist als „der Text“, der zum Lesen und Studieren, hier in der Leseausgabe, angeboten wird. Digitale Editionen möchte ich durch drei Elemente charakterisieren, die auch für Editionen in Buchform gelten, dort aber weniger explizit sind:

1. digitale Daten (Transkriptionen, Bilder, Annotationen, ...)
2. (editorische) Regeln, die auf diese Daten angewandt werden; dadurch kann etwa Text konstituiert und präsentiert werden
3. ein User Interface, das die Navigation durch die Edition steuert, ggf. aber auch zur

Generierung dynamischen Inhalts bereitgestellt wird.

3. Beispiele

Ich möchte folgende Beispiele benennen und kurz erläutern:

- Die *kundige bok* 2-Edition (hg. von Malte Rehbein), hier ist vor allem die Dynamik der Darstellung und die Nicht-Linearität des Textmaterials hervorzuheben (<http://kundigebok.stadtarchiv.goettingen.de>)
- Das *Samuel Beckett Digital Manuscript Project* (hg. von Dirk van Hulle und Mark Nixon), hier ist der gewährte Einblick in die Werkstatt des Schreibers hervorzuheben, gleichzeitig gilt dieses Projekt (aus Gründen des Copyrights) als ein Beispiel für *toll access* (<http://beckettarchive.org>)
- *Vincent Van Gogh – The Letters* (hg. von Leo Jansen, Hans Luijten und Nienke Bakker als ein Beispiel für eine multimediale Hybrid-Edition (<http://vangoghletters.org>)
- Die Zeitschrift *Scholarly Editing*, die wissenschaftliche Editionen kurzer Texte veröffentlicht; existiert seit 1979 unter dem Titel „Documentary Editing“, seit 2012 als „Scholarly Editing. The Annual of the Association for Documentary Editing“ im Gold Open Access (<http://scholarlyediting.org>)

4. Open Access

Editionen sind also ein Sonderfall wissenschaftlicher Publikationen. Von daher lohnt sich auch eine gesonderte Diskussion im Umfeld des OA. Und die führt uns zurück zu den ursprünglichen Ideen des OA, die, vielleicht notwendigerweise oder notgedrungen, in mancher Ausprägung ein wenig verwässert wurden.

Stevan Harnad legte bekanntlich den Grundstock in seinem *subversive proposal*. Was er 1994 noch nicht wissen konnte, erahnte er aber zumindest und sagte es voraus. Denn das Ziel sei es, „[to make them, gemeint sind pre-prints von Zeitschriftenartikeln] universally available to all scholars by anonymous ftp (and gopher, and World-wide web, and the search/retrieval wonders of the future)“ (https://groups.google.com/forum/?hl=en#!topic/bit.listserv.vpiej-1/BoKENhK0_00). Das sind also die Technologien der damaligen Zeit (ftp, gopher und das aufstrebende WWW) und eben die „search/retrieval wonders“, die wir heute, fast zwanzig später, vielleicht wirklich haben.

Die Budapest Initiative führte Harnads Ideen acht Jahre später, 2002, aus: „By 'open access' to this literature, we mean its free availability on the public internet, permitting any users to read, download, copy, distribute, print, search, or link to the full texts of these articles, **crawl them for indexing, pass them as data to software, or use them for any other lawful purpose**, without financial, legal, or technical barriers“ (<http://www.budapestopenaccessinitiative.org/read>;

Hervorhebung MR).¹ Ähnlich äußerte sich 2011 das ESF Young Researchers Forum Changing

¹ ## einarbeiten: ESF Young researchers Forum: Changing Publication Cultures in the Humanities; dort: „find, select, enrich, recombine...“

Publication Cultures in the Humanities: „assisting scholars to find, select, enrich, recombine, and cite the work of others“

(http://www.esf.org/fileadmin/Public_documents/Publications/Changing_Publication_Cultures_Humanities.pdf).

Vor allem in der Dokumentation der „Arbeitsgruppe Open Access in der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen“, die sich auf die BBB-Definitionen stützt wird auch der hervorgehobene Aspekt betont, indem man nun nicht mehr nur von wissenschaftlichen Fachaufsätzen, sondern explizit auch von Forschungsdaten spricht. In der Praxis des OA scheint man sich häufig aber auf das „read“ der Budapester Definition zu beschränken, was sich zum Beispiel in als OA gelabelten Publikationen im flash-Format zeigt.

Wenn wir uns aber noch einmal vor Augen führen, was eine wissenschaftliche Edition eigentlich ausmacht, so sind es aber gerade die Forschungsdaten, die im digitalen Medium mit den „wonders of the future“ weiter bearbeitet werden könnten, wie es bereits von der Budapester Definition näher erläutert wurde. Die Edition ist mehr als das, was man an der Oberfläche sieht, und für die Nutzung von Editionen sind nicht nur die Volltexte von Interesse (da blieben wir im Bereich der Leseausgaben), sondern eben deutlich mehr.

Für wissenschaftliche Editionen geht es bei OA um mehr als das, was bislang vornehmlich im Fokus stand, es geht um Open Science. Peter Suber definiert Open Science als „combining OA texts, open data, and open-source software, and providing these sorts of openness at every stage of a research project, not just at the end in reporting results“ (xi). Und damit reißt er zwei wichtige Aspekte einer eScience bzw. eHumanities an, nämlich, dass erstens Daten in den Fokus rücken und dass zweitens Wissenschaft mehr zum Prozess wird, bei dem das Produkt durchaus in den Hintergrund rücken darf. Und zu diesen zwei Aspekten möchte ich noch einen dritten hinzufügen, der mir gerade für Editionen großes Potential zu bieten scheint: den des *citizen science*. Diese drei Aspekte möchte ich im Folgenden im Hinblick auf ihr Potential und die damit verbundenen Herausforderungen erläutern.

5. Daten-intensive / Daten-fokussierte Forschung

Daten-intensive Forschung macht nun nicht unbedingt ein neues Paradigma oder einen *Turn* aus. Aber sie genießt doch zumindest hohe Aufmerksamkeit und Fokussierung der Forschung auch in den Geisteswissenschaften. In einem Vortrag vergangene Woche an fast gleicher Stelle argumentierte ich, dass eScience eigentlich dann erst beginnt, wenn die digitalen Daten, die machen, aber genießen, bereits vorhanden sind, seien diese Digitalen erhoben, wie vor allem in den

Sozialwissenschaften, gemessen, wie in den Naturwissenschaften oder auf Basis analoger Daten erzeugt, wie etwa elektronische Texte in den Geisteswissenschaften.

Um eine Retrodigitalisierung geht es hier also nicht, ebenso wenig um „digitalisierte Editionen“, die Patrick Sahle von „digitalen Editionen“ abgrenzt (Sahle 2013, Digitale Editionsformen). Etwas anders sieht es nämlich aus, wenn wir uns mit „digital born data“ im Kontext digitaler Editionen beschäftigen. Denn: ich denke, dass heutzutage *alle* Editionen mit Unterstützung des Computers erstellt werden, selbst dann, wenn das Ziel des Projektes eine Ausgabe in Buchform ist. Es werden dabei Daten erzeugt, „geboren“. Solche Daten können sein: Digitalisate von Handschriften, Transkriptionen, Annotationen, variante Lesarten, kontextuelle Informationen usw. Hier, ich greife vorweg, würde die Zurverfügungstellung dieser Daten im Open Access Chancen einräumen, da sie weiter und durch andere genutzt, im Jargon „nach-“genutzt werden können. Das gilt selbst dann, wenn ein Editionsprojekt am Ende ein Buch erzeugt. Auch dann sind die im Editionsprozess erzeugten Daten von erheblichem potentiellen Nutzen für die Nachnutzung durch die Forschung. Patrick Sahle bezeichnet Editionen, Roland Kamzelak folgend, gar als „Steinbrüche“, die nicht dafür gemacht seien, „einfach nur 'gelesen' zu werden“, sondern als „wissenschaftliche Informationsressourcen“, als „Werkzeuge“ genutzt zu werden (263).

Die Idee, Editionen über Daten zu beschreiben, ist keineswegs neu. Manfred Thaller wies bereits in den 1980er-Jahren nicht nur darauf hin, sondern entwickelte auch entsprechende leistungsstarke Systeme, die ab den 1990er-Jahre auch immer mehr mit den Möglichkeiten der Publikation über das Web verknüpft werden konnten. Die Open-Science-Edition, von der ich sprechen möchte, ist diese Idee einfach nur konsequent weitergedacht, nämlich bei Editionen die Daten in den Blickpunkt zu rücken, dies aber nicht über proprietäre Systeme, sondern auf Basis von Standards und allgemein anerkannten Austauschprotokollen, sowie in wahlfreiem Zugriff. Die Open-Science-Edition ist damit eine Chimäre zwischen einer OA-Publikation und Linked Open Data.

Damit die vielgepriesene „Nachnutzung“ von Editionsdaten nicht nur eine Worthülse ist, ein Beispiel: die bereits zitierte Ausgabe des Ulysses von Hans Walter Gabler ist ein Beispiel für eine zwar digital erzeugte, aber im Druck publizierte Edition. Gabler verwendete damals, in den 1980er Jahren, das TUSTEP-System, eine viel genutzte und weit entwickelte Software, die der Druckvorbereitung kritischer Editionen dient. Gabler wies dann recht bald auf das Potential der TUSTEP-Daten auch für digitale Publikation hin (Gabler 2000, Towards an Electronic Edition); die Umwandlung der Daten in ein offenes Datenformat, das der TEI, wurde bereits vollzogen. Mit Veröffentlichung von Version 2 des TEI-Datenformats P5 im April vergangenen Jahres ist es nun möglich, die Textgenese, also quasi die Schreibwerkstatt von James Joyce, auszudrücken,

textgenetische Prozesse zu visualisieren und den Nutzern einer geplanten digitalen Edition damit ein umfassendes Forschungsinstrumentarium an die Hand zu geben, in der Hoffnung, dass dadurch ein neues Verstehen dieses Werkes, seines Autors und des Kontextes ermöglicht wird. Diese Technologien sind vielleicht nicht jene „Wunder“, von denen Harnad 1994 sprach. Aber es ist auch nicht weniger als die Nutzung neuer technologischer Entwicklungen, um das Potential der Daten weiter auszuschöpfen und Mehrwerte zu generieren.

Dies steht nun kurz vor der Umsetzung. Ein Gemeinschaftsprojekt der Universität Passau mit dem Hochstift Frankfurt und der University of Nebraska-Lincoln wird sich unter wissenschaftlicher Leitung von Prof. Gabler diesen Fragen widmen und die Verfahren an Hand von „nachgenutzten“ Daten zu Joyce, Woolf, Whitman und Goethe erproben und die Erkenntnisse verallgemeinern.

Allgemein sind es die „maschinen-gesteuerten Zugriffsarten der Digital Humanities“, wie Gerhard Lauer sie einmal generell bezeichnete, mit ihren analytischen Stärken, ihren Möglichkeiten der Rekontextualisierung oder eben der Nachnutzung. Voraussetzung ist natürlich nicht nur, dass irgendwie, irgendwo, irgendwelche Daten zur Verfügung gestellt werden. Im zip-Format abgelegte Daten in einem Repository mögen zwar allgemein zugänglich (also Open Access) sein und durchaus auch „nachgenutzt“ werden können, um aber das volle Potential der Digital Humanities ausschöpfen zu können, sollten sie den Prinzipien der Linked Open Data folgen. Für Editionen wären dies insbesondere:

1. die Einhaltung von standardisierten Datenformaten
2. die Schaffung eines konsistenten Referenzsystems (Gabler verwendet selbst für seine gedruckte Joyce-Ausgabe ein solches, basierend auf der Zeilennummerierung der Leseausgabe; Ansätze zu einem generischen Referenzsystem werden entwickelt, z.B. die Canonical Text Services)
3. ein solches Referenzsystem muss flexibel genug sein, um auch feinst-granular adressierbar zu sein, evtl. bis auf die Wort- oder gar Zeichenebene
4. die Daten müssen überhaupt referenzierbar und persistent adressierbar sein, wofür Canonical Text Services ein spezifisches Protokoll entwickelt; zu beachten etwa auch die von van Zundert und Boot vorgeschlagenen „Microservices“ (Boot, van Zundert 2011, *The Digital Edition 2.0 and the Digital Library: Services not Resources*).

Schließlich, das ist klar, sind Fragen der Langzeitarchivierung zu behandeln. Für Editionen verkompliziert sich diese Frage. Patrick Sahle etwa definiert digitale Editionen darüber, dass sie nicht verlustfrei analogisiert werden können. Eine Mikroverfilmung wäre etwa problematisch, und

was bei Daten vielleicht noch ginge, würde bei der Archivierung von User-Interfaces spätestens scheitern. Die vorgeschlagenen Lösungen der Emulation und des Computer-Museums scheinen mir noch nicht der Weisheit letzter Schluß.

6. Wissenschaft als Prozess und Citizen Science

„Ideen entstehen durch Kollaboration, durch Austausch, durch Diskussion“, wie der US-Publizist Steven Berlin Johnson feststellt (<http://www.christoph-koch.net/2011/04/13/interview-steven-johnson-innovation-kreativitat>). Johnson äußert sich zu den gesellschaftlichen Auswirkungen technischer Entwicklungen und thematisiert dabei auch die Wissenschaften. Er belegt dies an Beispielen etwa der Entwicklung der Evolutionstheorie durch Charles Darwin, oder die des World Wide Web und der HTML unter Rückgriff auf viele Vorarbeiten durch Tim Berners-Lee. Generell wünscht sich Peter Suber für die Forschung: „sorts of openness at every stage of a research project, not just at the end in reporting results“ (xi).

Warum sollte dies nicht auch für Editionen gelten? Eine der Schwierigkeiten hierbei ist die häufig extrem lange Bearbeitungsdauer für Editionen (Jahre bis Jahrzehnte). Man kann provokant fragen: sollen wir so lange auf die perfekte und vollständige Transkription einer Handschrift oder eines Korpus warten, oder nicht doch lieber in Kauf nehmen, dass nur Teile daraus zur Verfügung stehen, oder gar (als „work in progress“) fehlerbehaftet sind?

Der Münchener Kunsthistoriker und Bildwissenschaftler Hubertus Kohle kritisiert gar einen den Fortschritt hemmenden Perfektionsanspruch:

Ein Blick auf die Akademien, Forschungsinstitute und Universitäten zeigt ähnliche Phänomene [wie die in Museen]. Lieber zehn Jahre für den Band Briefe eines berühmten Philosophen verwenden und jeden Original-Satz mit fünf Kommentarsätzen versehen, als irgendetwas unkommentiert herauslassen. Bei wohlgemerkt geplanten 25 Bänden insgesamt. Das ist natürlich eine Fiktion, aber doch eine, die von der Wirklichkeit an manchen Stellen sogar noch übertroffen wird. Lieber auch noch den kleinsten Lexikonartikel auf 50 Seiten ausweiten und dann noch durch das letzte Wort nach einem knappen Jahrhundert immer noch am Ende des ersten Drittel des Alphabetes verweilen, als mit verminderten, aber auch pragmatisch adäquateren Ansprüchen an ein Ende zu gelangen. [...] Für meinen eigenen Bereich, die Universität, würde ich mir etwas anderes wünschen: ich lege einen ganzen Archivbestand, etwa den Nachlass eines wichtigen Autors, Blatt für Blatt auf den Scanner und setze ihn schlicht und ergreifend ins Internet. Die

interessierten werden froh sein, dass sie auf das Material zugreifen können. (153)

Im Grunde ist dies ja sehr im Sinne und in der Tradition der Geisteswissenschaften. Wilhelm Dilthey unterschied ja die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften darin, dass letztere auf Erklärung aus sind, erstere auf Verstehen. Erklärung ist ein Produkt, etwas Abgeschlossenes, Verstehen hingegen ein Prozess, der durchaus, so richtig deutlich wird es in der Philosophie, nie zu einem Ende kommt. Der Verstehensprozess ist also etwas Ur-eigenes der Geisteswissenschaften und an sich kein Paradigmenwechsel. Was aber neu ist und durch digitale Medien mindestens begünstigt, teilweise aber durchaus auch gefordert/getrieben ist, ist, dass dieser Prozess sich nicht mehr ausschließlich im stillen Kämmerlein des Wissenschaftlers und in kleineren Zirkeln von Fachleuten abspielt, sondern immer mehr in die Öffentlichkeit getragen wird.

Open-Science-Editionen bieten hier die Chance von deutlich verkürzten Publikationszyklen (für wenigstens einen Teil des Materials). Sicherlich: Edieren heißt mehr als Scannen und Transkribieren. Aber das Transkribieren ist erstens ein notwendiger Anfang in einem Editionsprozess, und zweitens hat der Scan und die Transkription an sich, wie Kohle darstellt, bereits erheblichen Nutzen für viele Forschungsfragen.

So arbeitet etwa auch das bekannte und häufig zitierte Transcribe Bentham Projekt, das von Philip Schofield am University College London geleitet wird: seit Herbst 2010 wurden bislang 6.377 Manuskripte transkribiert und davon inzwischen rund 95% XML-kodiert, es wurde also ein wesentlicher Arbeitsschritt im Hinblick auf eine spätere Präsentation des Textes geleistet, und diese Daten sind öffentlich zugänglich (<http://www.ucl.ac.uk/Bentham-Project>).

Das Transcribe Bentham Projekt ist ein offenbar gelungenes Beispiel für ein geisteswissenschaftliches Projekt der *citizen science*. In „The Philosophy of Software“ sagt David Berry:

Technology enables access to the databanks of human knowledge from anywhere, disregarding and bypassing the traditional gatekeepers of knowledge in the state, the universities, and market. There no longer seems to be the professor who tells you what you should be looking up and the 'three arguments in favour of it' and the 'three arguments against it'. This introduces not only a moment of societal disorientation with individuals and institutions flooded with information, but also offer [sic] a computational solution to them in the form of computational rationalities (169)

Der Zugang zu Daten, auch bei Editionen, hat dort noch einen anderen Effekt. Er

verändert das Verhältnis von Autor bzw. Editor und Leser. Traditionell kapselt ein Informationssystem, als das ich eine digitale Edition durchaus bezeichnen möchte, die Daten von der Nutzung durch ein User-Interface ab. Der unmittelbare Zugriff auf diese Daten, und erst dann sollten wir wirklich von Open Access sprechen (analog etwa zu Open Government, das das Ziel der Transparenz von Prozessen verfolgt), verändert dies. Solche offenen Informationssysteme der Geisteswissenschaften, so Hubertus Kohle „präsentieren dem Leser keine fertigen Ergebnisse, sondern sie verwandeln ihn – ganz im Sinne einer vom Web 2.0 beförderten Interaktivität – von einem Mitdenkenden zu einem auch noch Mithandelnden. Die Variablen der Analyse können und müssen von ihm frei gesetzt werden“ (94).

Open-Science-Editionen bieten damit z.B. die Chance, den Diskurs zum Text enger mit dem Text selbst zu verbinden. Statt drei Editionen zu einem Text, in denen unterschiedliche Auffassungen vertreten werden, warum dies nicht auf einer gemeinsamen Datenbasis in einem allgemein zugänglichen Repository darstellen und kommentieren? Statt Kritik und Review in externen Medien ausüben und zu formulieren, warum dies nicht direkt im Repository im unmittelbaren Bezug auf die Daten? Das Open-Access-Repository könnte damit zu einem one-stop-Shop für alle textbezogenen Fragen werden. Das schließt gar nicht aus, dass die einzelnen Editionen weiterhin als geschlossene Einheit bestehen und publiziert werden, durchaus auch im Sinne der OA-Ideen, denn die Rechte und Freiheiten der Autoren werden nicht beschnitten.

Trotzdem könnte eine Konsequenz sein, dass es die „Edition“ nach herkömmlicher Konzeption dann eines Tages nicht mehr so geben wird wie bisher. Derartige Ansätze werden seit einiger Zeit diskutiert, etwa von Peter Shillingsburg, Peter Robinson, Paolo D'Iorio, Dino Buzzetti oder Hans Walter Gabler. Möglicherweise gibt nun die Open-Access-Bewegung dieser Diskussion neue Impulse. Für Ulysses stellt sich etwa Gabler eine Forschungsplattform so vor, dass seine „digitale *critical and synoptic edition* die Referenzbasis der Open-Science-Edition neuen Stils abgibt, an die dann, Zwiebelchale um Zwiebelchale, oder Satellit um Satellit, verständnis- und einsehensförderndes Material angelagert wird und auch dialogisch nutzbar gemacht wird“ (Gabler dem Referenten per E-Mail, 23.10.2013). Und dieser Dialog erfolgt mehrdimensional: „dialogisch mit dem Referenztext, dialogisch zwischen allen Beiträgern, dialogisch zwischen Nutzern/Beiträgern“.

7. Schlußwort

Chancen und Probleme gehen hierbei meist Hand in Hand. Längst sind nicht alle Fragen geklärt.

Ein vertretbarer Weg ist es dann aber nicht, die Chancen aus dem Wind zu schlagen, weil man keine Lösungen für die Probleme kennt, sondern die Probleme müssen identifiziert und als Herausforderungen und eben auch wissenschaftliche Herausforderungen betrachtet und dann gelöst werden.

Es gibt sicherlich viele solcher zu behandelnder Herausforderungen von Open-Science-Editionen. Zum Beispiel die Frage nach der Qualitätssicherung und der Bewertung und Rezension digitaler Editionen. Hier hat sich etwa das Institut für Dokumentologie und Editorik hervorgetan und einen Kriterienkatalog entwickelt und ist dabei, ein Rezensionsorgan zu schaffen. Und dann bleibt natürlich die Frage nach der Kreditwürdigkeit digitaler Arbeit, insbesondere für Nachwuchswissenschaftler. Der Titel des nachfolgenden Vortrags von Claudine Moulin klingt so, als würde sie sich diesen Fragen widmen.